Ein Engländer über Japaner.

Von Hermann Friedemann.

Wir haben dies Volk bewundert . . . Das Geständnis mag nicht leicht fallen, jetzt, da uns Japan in einer selbst die weitherzigste politische Moralauffassung verblüffenden Weise anfällt. Indessen, die Bewunderung war da. Sie begann, als vor 46 Jahren Japan einen scheineuropäischen Staat aus sich machte, sie verstärkte sich mit dem Erfolg über das hilflose China und erreichte ihren Höhepunkt nach dem ostasiatischen Kriege. Allerdings machte dies Gefühl für Japan Wandlungen durch. Das Ursprüngliche war die wohlwollende und ein wenig selbstgefällige Anerkennung, die der Lehrer dem geweckten Schüler zu Theil werden läßt: man sah in Japan das jüngste, schnellreife Kind der europäischen Zivilisation. Das Nächste, etwa seit dem chinesischen Kriege, war eine Art sentimentaler Japanverliebtheit, ein weströstliches Theehausmädchen- und Lotosblumenidyll in der Weise Lafcadio Hearns. . . . Japan bestand für eine Weile aus Blumen und Stickereien. Das Letzte ist, in plötzlichem Gegensatz, das heroische Japan. Man begeisterte sich für japanische Heerführer, japanischen Todesmuth, japanische Vasallentreue. Man übersetzte Bücher wie das „Niku Dan" („Menschenopfer") eines Mitkämpfers von Port Arthur, die fremde Gefühlswelt des Samuraithums ward uns als ein Heldenideal gepriesen . . .

Es ist nicht erforderlich, heute eine Umwandlung dieser japanischen Werthe vorzunehmen. Wir würden damit nur unserer Urtheilsfähigkeit ein schlimmes Zeugnis ausstellen. Mochte Japan gut oder schlecht an uns gehandelt haben: an Werth oder Unwerth seiner Eigenschaften ändert kein Kriegszustand etwas. Nicht weil sie seit einer Woche falsch wäre, sondern weil sie es immer schon war, bleibt die Japanbewunderung ein einziger großer Irrthum. Das darf um so eher sagen, wer, wie der Verfasser dieser Betrachtung, den Glauben an den vorbildlichen Heroismus der gelben Männer niemals getheilt hat, vielmehr in der uns anempfohlenen Spielart des Banzaipatriotismus ein Uebel und etwas Untermenschliches sah.

Was ist es mit diesem japanischen Heldenthum? Einer schlitzt sich den Leib auf, weil er noch nicht gegen die Russen kämpfen darf. Ein alter General tödtet sich, um das Begräbnis des Mikado zu verherrlichen. Vor Port Arthur werden Menschen sinnlos und überflüssig geopfert. Selbst diese Thaten des Aberwitzes könnten in unserer Welt ihre Gegenstücke haben; sie wären zur Noth verständlich, wenn sie den seelischen Voraussetzungen entstammten, die wir, von unserem Europäerempfinden her, dahinter suchen. Es ist aber nicht an dem. Jede Aeußerung, in der Japaner selbst ihre Thaten beschreiben, beweist es. Eine Stumpfheit, grauenvoll für den, der sie ganz auf sich wirken läßt, ist die Grundlage dessen, was uns Heldenhaft scheint. Sie setzen keine Seele ein: denn sie haben keine. Si bringen keine Opfer: denn das Leben ist ihnen werthlos. Sie können Menschenhekatomben gelassen preisgeben: denn eben der Mensch ist ihnen nichts.

Vielleicht hat Niemand in die japanische Seelenlosigkeit tiefer hineingeleuchtet, als ein Angehöriger des Volkes, das jetzt mit der gelben Rasse in beschämendem Bündnis steht: der Engländer Percival Lowell. Sein Buch „Die Seele des fernen Ostens" ist das aufschlußreichste für japanisches Wesen. „Je weiter," sagt Lowell, „der Gedanke vordringt, desto dunkler wird der ganze Prozeß, bis er nach langem Umhertappen endlich den Schlüssel findet. Dieser Schlüssel heißt: Das Ueberleben des Untauglichsten." Der Kern des japanischen Wesens ist für diesen Schilderer die vollendete, Europäern kaum begreifbare Unpersönlichkeit des Empfindens.

Diese Unpersönlichkeit erklärt den Eindruck, der sich, verwirrend und erschreckend, des Europäers in Ostasien bemächtigt: den Eindruck einer durchaus antipodischen, verkehrten Welt. „Denn intellektuell stellt ihre Haltung unseren Ernst auf die härteste Probe. Für das geistige Auge ist ihre Welt eine ungeheure komische Antithese unserer eigenen. Was wir von unserem Standpunkt intuitiv in einer bestimmten Weise sehen, sehen sie ebenso intuitiv in der diametral entgegengesetzten Weise. Verkehrt zu sprechen, verkehrt zu schreiben, verkehrt zu lesen ist nur das ABC. ihrer Verkehrtheit. Diese Gegensätzlichkeit erstreckt sich aber viel tiefer als auf bloße Ausdrucksformen, bis hinab zu dem eigentlichen Denken. Ideen, die wir für angeboren hielten, finden bei ihnen keinen Boden, während Methoden, die uns schreiend widersinnig vorkommen, bei ihnen Geburtsrecht zu haben scheinen. Angefangen vom Niederstellen eines nassen Regenschirmes auf den Griff, statt auf die Spitze, bis zu dem Anreiben des Zündholzes von sich weg, statt zu sich heran, scheint es in unserem Alltagsleben keine noch so geringfügige Handlung zu geben, die sich bei ihnen nicht in ihr Gegentheil verkehrte — parallel, aber immer entgegengesetzt. Und so ist es für jeden Fremden, der sich den landesüblichen Gebräuchen und Sitten anpassen will, der einzig richtige Weg, unbedenklich jenen Methoden zu folgen, die ihm seine ererbten Instinkte als die falschen bezeichnen."

Für die Unpersönlichkeit giebt Lowell eine Reihe wunderlicher Beispiele. Das japanische Neugeborene hat keinen Geburtstag: nur das Jahr der Geburt wird verzeichnet. Es hat, anders ausgedrückt, das ganze Volk an einem Kalendertage Geburtstag, denn der einzelne gilt weder, noch empfindet er sich als selbständiges Wesen. Heirathen sind ausschließlich Angelegenheiten der Familienhäupter, die Heirathenden haben sich vor ihrer Vermählung niemals gesehen. Was Europäer unter Liebe verstehen, ist, wie jede Art von Selbstbestimmung, ein unbekannter Begriff. Die kleinste Einheit ist nicht der Mensch, der als solcher überhaupt nicht anerkannt wird, sondern die Familie. Zu einer Art von Person wird der Japaner erst, wenn er — todt ist. Dann genießt er als abgeschiedener Geist eines gewissen Ansehens. Ist es verwunderlich, daß Leute, die erst jenseits der Zeitlichkeit sich selber finden, bedenkenlos das Leben von sich werfen? Aber ist ein solches Opfer noch ein Verdienst?

Noch verblüffender ist die Unbeseeltheit der Sprache. Wie muß es in der Geisteswelt von Menschen aussehen, deren Sprache weder die persönlichen Fürwörter „ich", „du", „er", noch irgend etwas kennt, was sie ersetzen könnte? Nur einige Höflichkeitsformeln ermöglichen es dem Japaner, zwischen den Personen praktisch zu unterscheiden. „Die Erhabenheit" bedeutet, daß der Angeredete gemeint ist; die „ehrenwerthe Seite" läßt darauf schließen, daß von einem Dritten die Rede ist; das eigene Ich deutet sich durch Formeln an wie: „Selbstsucht", oder „eine gewisse Person", oder „der Plumpe". Der „dumme Vater" ist der eigene, der „ehrwürdige Vater" der des Angeredeten. In entsprechender Weise unterscheidet sich die „zu Grunde gegangene" (eigene) Firma von der „hochangesehenen". Lowell giebt die Probe eines Gsprächs mit einem Theehausmädchen:

Du klatschst in die Hände. (Das Theehausmädchen tritt ein.)

Du: „Hai, ältere Schwester, existirt hier erhabener Zucker?"

Das Theehausmädchen: „Der ehrenwerthe Zucker, ist er erhaben gemeint?"

„Du: „Ja, erhaben."

Das Theehausmädchen: „Hé." (Ein nicht wiederzugebender Ausdruck der Zustimmung.)

(Theehausmädchen ab, um Zucker zu holen.)

Dieser Sprache fehlen alle Geschlechtsbezeichnungen; beim Menschen wie bei den Thieren oder gar Dingen. „Die Gleichgültigkeit gegen das Weib," setzt Lowell treffend hinzu, „ist nur ein Theil der viel größeren Gleichgiltigkeit gegen die Menschheit überhaupt." Natürlich unterscheidet die japanische Sprache auch nicht zwischen Einheit, Mehrheit und Vielheit; die Sätze sind subjektlos; von mythologischer Phantasie fehlt jede Spur im östlichen Sprachschatz.

Uebrigens hat der Japaner soviel Sinn für die Natur wie wenig Sinn für den Menschen, und dem entspricht seine Kunst. „Der Fernorientale" faßt Lowell zusammen, „treibt seinen Spott mit dem Menschen und einen Kult mit der Natur."

Am dürftigsten aber zeigt den Japaner seine Religion oder vielmehr: sein Mangel an Religion. Unglaublich aber wahr; vor wenigen Jahren hat man in Japan über die empfehlenswertheste Staatsreligion — abgestimmt. Man hatte die Auswahl zwischen dreien. So unüberbietbar seelenlos ist Japan in dem, was der Maßstab aller innerlichen Kultur, das letzte Gericht über Werth oder Unwerth der Völker bleibt.

Man hätte wahrlich nicht staunen sollen, daß es dem Japaner mit Leichtigkeit gelang, die Außendinge der europäischen Zivilisation sich anzueignen: war doch nichts in ihm, was Widerstand hätte leisten können. Nicht sein Ueberschuß, sondern sein Mangel an Geistigkeit macht es ihm möglich, in jede Form zu schlüpfen, die er vorfindet. Er braucht eine Seele nicht zu gefährden, weil er keine hat. Er kann auf das Leben verzichten, weil er niemals den Werth des Lebens begriff. Und seine Vaterlandsliebe ist nicht der bewußte Opfermuth des Deutschen und Europäers, sondern das Preisgegebensein dessen, der nichts von seinem persönlichen Menschenthum weiß.

„Ebenso gewiß," schließt Lowell sein Buch, „wie der Morgen in den Abend übergeht, so sicher werden diese Rassen des fernen Ostens, wenn sie sich nicht ändern, dem Lose verfallen, vor den fortschreitenden Nationen des Westens zu verschwinden. Wenn ihre neu eingeführten Ideen nicht wirklich Wurzel schlagen, müssen die Japaner, Coreaner wie auch die Chinesen unvermeidlich von dieser Welt ausgeschlossen sein. Ihr Nirwana fängt schon an, sich zu verwirklichen . . ."

Englische Tücke.

Der Briten schamlose Bemühungen, Deutschlands Handel und Industrie zu zerstören.

Unter all' den großen Erfolgen, die unsere Heere bisher errungen haben, wird der über die Engländer bei St. Quentin einen besonderen Klang behalten — schreibt die Berliner „Vossische Zeitung". Tiefer als gegen alle anderen Feinde sitzt in unserem Volke der Haß gegen England, das schnöden Verrath nicht nur an Deutschland, sondern an der ganzen europäischen Kultur durch seine Verbrüderung mit dem Zarismus begangen hat. Lange Jahre hindurch hat man zwar die systematische Einkreisungspolitik Englands gegen Deutschland beobachten können; dennoch sträubte sich das deutsche Empfinden bis zuletzt gegen die Ungeheuerlichkeit, daß ein uns durch Blutverwandtschaft und Kultur so nahestehendes Volk sich mit dem Erbfeind germanischen Wesens, Frankreich, und dem russischen Barbarenthum in einem Kriege gegen uns zusammenfinden werde. Aber Mißgunst, Neid und Unfähigkeit, es in dem friedlichen Ringen um den Weltmarkt mit uns aufzunehmen, hat England in einen Bund nicht allein mit Rußland und Frankreich, sondern selbst mit der gelben Rasse hineingetrieben. Eine gewisse englische Presse jubelte bereits, Deutschlands Macht werde nun endlich gebrochen werden. Nicht eher dürfe man ruhen, bis Deutschlands Schiffe versenkt, seine Festungen geschleift, sein Heer vernichtet sein werde. „Ceterum censeo, Germaniam esse delendam" ist zum Grundsatz einer Anzahl abenteuerlicher Politiker an der Themse geworden.

In unwürdiger Uebereinstimmung mit Belgien, das einen jeder Menschlichkeit Hohn sprechenden Bandenkrieg gegen uns zu führen suchte, hat England mit geradezu cynischer Schamlosigkeit einen finanziellen und Handelskrieg gegen uns entfesselt. Es verkündet triumphirend, wie viel deutsche Handelsschiffe es schon gekapert habe, es beschlagnahmt deutsche Privatgelder und zwingt die Niederlassungen deutscher Banken in seinem Machtbereich zur Liquidation, es erläßt ein allgemeines Moratorium für Zahlungen in Großbritannien, nimmt aber die Verbindlichkeiten der Feinde davon aus. Es errichtet unter der Leitung der Ministerien des Aeußeren und des Handels eine Untersuchungsstelle für deutsche Waarenmuster und -marken; es ermahnt seine Kaufleute, die von den Deutschen verlassenen Plätze auf dem Weltmarkte zu besetzen, und ermuntert Frankreich zu dem gleichen Vorgehen; es legt die Hand auf das Gold der südafrikanischen Minen, also von privaten Unternehmen — kurzum eine Reihe insonderheit gegen Deutschland gerichteter Maßnahmen, die man beliebig verlängern könnte, läßt sich anführen. In blindem Eifer hat es sich sogar dazu hinreißen lassen, nicht nur den Abschluß aller Geschäfte mit deutschen Firmen, sondern auch mit solchen Firmen zu verbieten, an denen ein Deutscher als Mitinhaber betheiligt ist. Hier hat nun die englische Regierung bereits die erste Schlappe auch auf handelspolitischem Gebiete erlitten. Amerikanischerseits wurde gegen ein solches Verbot, das vielen deutsch-amerikanischen Firmen den Lebensnerv abschneiden würde, Einspruch erhoben, und in London hat man klein beigeben müssen: Es sei nur von Belang, wo der ausländische Händler wohne und wo er seine Geschäfte betreibe, nicht aber, welcher Nationalität er angehöre. Deutsche Firmen in neutralen Ländern werden also jetzt von jenem Verbote nicht betroffen! Daß sich England gerade vor den Vereinigten Staaten, die im Uebrigen durchaus nicht die Bearbeitung der von den Deutschen jetzt verlassenen fremden Märkte versäumen, zurückziehen und von Amerika aus einer besseren geschäftlichen Moral belehren lassen muß, ist ganz besonders interessant.

Ueberhaupt kann es als gewiß gelten, daß der Handelskrieg, den die Engländer führen, ebenso wie der europäische Krieg, den in letzter Linie sie gegen uns entfesselt haben, mit einer Niederlage für sie enden wird. Durch all' jene oben gestreiften finanziellen Maßnahmen hat sich Britannien ein für allemal um den Ruf kaufmännischen Anstandes gebracht, der ihm als bisher erstes Handelsvolk der Welt höher als jeder augenblickliche materielle Gewinn stehen mußte. Aber es hat verzweiflungsvoll, im Gefühl seiner eigenen Schwäche, so gehandelt. Schon vor dem Ausbruch des Krieges war die Bank von England in einen Zustand gerathen, den man als Bankerott ihres Systems ansehen mußte, und nichts war für außergewöhnliche Zeiten vorbereitet. Nur das sogleich erklärte allgemeine Moratorium und die Garantie, die die Regierung für die von der Bank zu diskontirenden Wechsel auf sich nahm, bewahrte die City vor einem Zusammenbruch.

Trotzdem bröckelt das stolze Gebäude des englischen Bankwesens schon ab. Während in Deutschland, das sich gegen eine Welt von Feinden zu wehren hat, noch keine einzige Insolvenz von besonderer Bedeutung seit Beginn des Krieges vorgekommen ist, hat sich in Großbritannien bereits ein Bankinstitut, die Harris Noval Bank in der großen Hafenstadt Plymouth, für insolvent erklären müssen — eine Bank, die seit 140 Jahren besteht und 15 Filialen unterhält. Das ist ein greifbarer Beweis dafür, wie sich England mit seinem gegen Deutschland geführten Handelskriege in's eigene Fleisch schneidet. Es läßt außer Acht, daß seine wirthschaftliche Wohlfahrt als großes Handelsvolk auf dem Gedeihen der Weltwirthschaft beruht; und zwar dabei vor Allem auf dem Wohlergehen Deutschlands. Denn unser Handel mit dem Inselreiche ist ganz ungeheuren Umfanges geworden. Wir importirten aus England im Jahre 1913 Waaren für 876 Millionen Mark, wir exportirtne dorthin für 1438 Millionen Mark. Wenn solche ungemein vielgestaltigen Fäden plötzlich zerrissen werden, so kann das nicht ohne äußerst empfindliche, ja katastrophale Nachtheile für England sein. Sie steigern sich noch dadurch, daß von deutschen Schiffen auch andere Transporte als nur solche, die direkt von oder nach Deutschland gehen, besorgt werden; durch die Vertreibung der deutschen Handelsflotte von den Meeren wird also der Welthandel an verschiedenen Stellen überhaupt unterbunden. Hierzu kommt weiter, daß durch die kritischen Verhältnisse am englischen Geldmarkt, durch das englische Moratorium und die Treiberei gegen Alles, was in finanziellem Zusammenhang mit Deutschland steht, eine Verwirrung in den ganzen internationalen Zahlungsverkehr getragen worden ist, deren Tragweite sich einstweilen gar nicht übersehen läßt. Handel und Zahlungsverkehr fast der ganzen Welt stocken. Alles das richtet Englands Abenteurerpolitik aus Wuth und Neid gegen Deutschland an. Wären die Briten wirklich von überlegener Klugheit, so würden sie die Absperrung Deutschlands vom überseeischen Handel zu finanzieller Intervention benutzen; statt dessen feuern sie selbst mit schwerem Geschütz in die feinen Maschen des internationalen Handels- und Kreditverkehrs, so den Ast absägend, auf dem sie selber sitzen. In dem Gefühl ihrer militärischen Ohnmacht im europäischen Kriege lassen sie sich zu allerhand unbesonnenen Schritten hinreißen, deren Einwirkung auf England selbst viel schlimmer ist als ihre Wirkung auf uns. Von der Thätigkeit des ministeriellen Informationsbureaus, das durch Kopie von deutschen Mustern dem deutschen Handel Boden abgewinnen will, ganz zu schweigen; Jeder Fachmann lächelt darüber; denn nicht die plumpe Nachahmung deutscher Erzeugnisse gewährleistet den Erfolg im Welthandel, sondern das Anschmiegen an die eigenartigen Bedürfnisse fremder Völker. Das aber haben die Engländer nie verstanden, und es liegt abseits ihrer Denkart und ihrer Erziehung, daß sie es auch nie werden erlernen können.

Genau das Gegentheil ist der deutsche Geist. Streng diszipliniert und daran gewöhnt, Schwierigkeiten zu überwinden, wird er nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch auf wirthschaftlichem Gebiete der Verhältnisse Herr zu werden wissen. Die jetzige Zeit kann unseren Fabrikanten, Kaufleuten und Banken nur ein Sporn sein, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie wir künftig ohne jede Vermittlung Englands unseren Rohstoffbedarf decken und ausländische Absatzgebiete bearbeiten können. Nebenher muß die Einsicht des Publikums gehen, daß es sich von ausländischen Geschmacksrichtungen, so in der Bekleidung und Luxuswaaren, unabhängig zu machen hat. Namentlich Frankreich könnte damit ein nachhaltiger Schlag versetzt werden. Unsere Industriellen müssen darauf sinnen, für Rohstoffe, die wir bisher von Uebersee bezogen, künstlichen Ersatz zu schaffen.

Das Moratorium als Kriegsmaßregel.

Deutschland hat kein Moratorium proklamirt und ist stolz darauf. Während zwanzig andere Länder, darunter vor allen die kriegführenden Oesterreich-Ungarn, England, Frankreich, Rußland, Serbien und Belgien, beim Ausbruch des Krieges und zum Theil sogar schon vorher Moratorien auf die Dauer kürzerer oder längerer Zeit erlassen haben, fühlt Deutschland sich stark genug, durchzuhalten und die von einem Völkerringen gewaltigster Ausdehnung unzertrennlichen Geschäfts- und Finanzschwierigkeiten ohne Unterbrechung der regelmäßigen Rechtsordnung zu überbrücken. Es hat innerhalb der letzteren liegende besondere Finanzmaßregeln angenommen, die im Ausland- namentlich in England, Neid erregen. Seine Banken thun das Möglichste für ihre Kunden; eine Kriegskreditbank ist eröffnet worden, die Darlehen gegen Sicherheit bis zu anderthalb Milliarden Mark zu gewähren ermächtigt ist; allerorten sind von den Munizipalitäten oder von Ko-operativgesellschaften garantirte und von großen Firmen gestützte Kreditbanken darauf eingerichtet, dem kleineren Geschäftsmann oder Kapitalisten behülflich zu sein. Die Ausgiebigkeit dieser Hilfsmaßregeln wird schon in den nächsten Tagen eine Probe zu bestehen haben. Der 1. Oktober gilt schon unter gewöhnlichen Umständen im Geschäftskalender als ein kritischer Tag. Da sind Miethen und Zinsen fällig, und mancher Kaufmann, der die vorhandenen Gelder zur Bestreitung der laufenden Ausgaben zu verwenden gezwungen war, mag sich an dem Tage mit schwerer Sorge tragen. Er mag genöthigt sein, Gläubiger um Stundung zu bitten, aber das ist eine Privatabmachung zwischen jenem und ihm, und er rechnet nicht darauf, daß der Staat sich für ihn ins Mittel lege, wie es in den zwanzig anderen Ländern geschieht, die Moratorien erlassen haben.

Unter-Moratorium oder, wie es in der Gerichtssprache heißt, Indult versteht man einen dem Schuldner durch Akt der Staatsgewalt gewährten Aufschub zur Erfüllung fälliger Verbindlichkeiten. Beide Ausdrücke kommen aus dem Lateinischen (mora, Verzug; indulgere, Nachsicht üben) und stammen aus dem späteren Mittelalter: Indult im Anschluß an den Sprachgebrauch des kanonischen Rechts, Moratorium in Anknüpfung an die moratoria praescriptio des römischen Rechts. Je nachdem es sich um Bewilligung eines Zahlungsaufschubs für einen einzelnen bestimmten Schuldner oder um einen Aufschub für ganze Klassen von Schuldnern handelt, wird zwischen Spezial- und Generalmoratarien unterschieden. Spezial- wie Generalmoratorien kommen schon im späteren römischen Rechte vor. Im deutschen Reiche wurde durch die Reichspolizeiverordnungen von 1548 und 1577 die Ertheilung von Moratorien und zwar bis zur Dauer von 5 Jahren (daher der Name Quinquennalien) dem Landesherrn übertragen. Die Ertheilung von Generalmoratorien nach einem längeren Kriege war allgemein üblich. So wurde auf Grund des westfälischen Friedens im Reichsabschiede von 1654 allen Schuldnern, „welche durch den Krieg ins Verderben gekommen", für Bezahlung geliehenen Kapitals eine Frist von drei Jahren gewährt und der Rückstand aller während des Krieges aufgelaufenen Zinsen bis auf ein Viertel erlassen. Nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges (1713) wie nach dem 7jährigen Kriege verliehen die Landesherren der durch den Krieg am schwersten betroffenen Länder Generalindulte (Preußen 1763 für Schlesien, Pommern und die Neumark, Mecklenburg 1768). Durch das preußische Edikt vom 19. Mai 1807 wurde den Grundbesitzern ein Generalmoratorium gegeben, das später für die Marken, Schlesien und Pommern bis Ende 1818, für Ost- und Westpreußen bis Ende 1821 verlängert wurde.

Was Spezialmoratorien anbelangt, so fehlte es schon im 18. Jahrundert nicht an Stimmen, welche deren Nachtheile hervorhoben und deren Beschränkung verlangten. Der Mißbrauch, welcher von manchen Landesherren mit Ertheilung von Indulten getrieben wurde, führte in einzelnen Fällen sogar zu einem Einschreiten der höchsten Reichsgerichte, so im Jahre 1722 gegen den Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Durch die preußische allgemeine Gerichtsordnung von 1748, die die Grundlage für die preußische allgemeine Gerichtsordnung von 1794 bildete, wurde die Ertheilung von Moratorien dem Landesherrn entzogen und den Gerichten übertragen, und durch die preußische Konkursordnung von 1855 erfolgte eine weitere Beschränkung, indem sie bestimmt, daß das Gericht ein Spezialmoratorium höchstens auf ein Jahr und nur gegen Leistung einer geeigneten Sicherheit für Kapital und Zinsen gewähren darf. In anderen deutschen Staaten wurde die Ertheilung von Moratorien durch die Verfassung ausgeschlossen, so in Sachsen, Bayern, Oldenburg, Braunschweig.

In Oesterreich wurden Moratorien durch die Gerichtsordnung von 1784 beseitigt; in den Ländern des französischen Rechts verlieh der Code Civil ebenfalls nur den Gerichten das Recht, dem Schuldner einen mäßigen Aufschub und bei der Verurtheilung Zahlungsfrist zu gewähren, und in den Vereinigten Staaten ist es durch die Verfassung (Art. 1, Sekt. 10, § 1) den Einzelstaaten ausdrücklich verboten, Moratoriengesetze zu erlassen.

In neuerer Zeit erfolgte dann in Deutschland unter allgemeiner Zustimmung die Aufhebung aller noch geltender Vorschriften über Bewilligung von Moratorien und Zahlungsfristen bei Verurtheilung durch die Reichsgesetzgebung (Einführungsgesetz zur Civilprozeßordnung § 14 Ziff. 4, und Einführungsgesetz zur Konkursordnung § 4). Gänzliche Beseitigung der Moratorien konnte umso eher erfolgen als nach Aufhebung der Schuldhaft auch der zahlungsunfähige Schuldner nicht verhindert ist, durch Verwerthung seiner Arbeitskraft sich eine neue wirthschaftliche Existenz zu gründen. Anders verhält es sich mit Generalmoratorien. Allerdings ist durch oben angeführte Gesetze überall dem Landesherrn das Recht, Generalmoratorien durch Verordnung zu erlassen, entzogen. Im deutschen Reich kann nur durch ein Reichsgesetz, in anderen Staaten durch Landesgesetz ein allgemeines Moratorium erlassen werden, und in Zeiten allgemein wirthschaftlicher Noth, insbesondere aber während oder nach einem verheerenden Kriege pflegt das auch zu geschehen, so in Frankreich während und nach dem Krieg von 70—71, wie in Portugal infolge der wirthschaftlichen und finanziellen Noth im Jahre 1891, sowie jetzt in den Ländern Oesterreich-Ungarn, Frankreich, England, Rußland, Belgien, Serbien, Italien, Schweiz, Dänemark, Schweden, Norwegen, Bulgarien, Griechenland, Türkei, Aegypten, Argentinien, Brasilien und Mexiko (bereits seit Januar). In den Niederlanden ist ein Moratoriengesetz in Vorbereitung, und China soll ein allgemeines Moratorium haben, doch ist darüber nichts genaueres bekannt. Deutschland allein unter den Kriegführenden hat den Erlaß eines Moratoriums nicht für nöthig gehalten und könnte die Unterlassung nur durch Einberufung des Reichstags nachholen. Aber dies wird schwerlich geschehen. Wie man in deutschen Geschäftskreisen darüber denkt, geht deutlich hervor aus dem Briefe eines einflußreichen Hamburger Finanzmannes an einen hiesigen Geschäftsfreund, den letzterer freundlichst der „Staats-Zeitung" zur Verfügung gestellt hat und in welchem es heißt:

„Hier funktionirt der Dienst der Reichsbank in herrlicher Weise, genau wie ich es Ihnen so häufig erklärt habe. Die von der Reichsbank gegründete Darlehenskasse (die oben erwähnte Kriegskreditbank) beleiht Reichs- und Stadtanleihen mit 60 Prozent, andere Werthe neutraler Staaten, wie 4½proz. Stockholmer etc. mit 40 Prozent und giebt dagegen Banknoten, die genau so im Umlauf angenommen werden, wie die Reichsbanknoten. Der Patriotismus und die Zuversicht geht hier sogar so weit, daß Jeder das Goldgeld, das er noch im Besitz hat, bei der Reichsbank einliefert, weil die Reichsbank das Recht hat, das Dreifache ihres Goldbestandes in Noten auszugeben. Wer 20 Mark Gold einliefert, trägt also zur Erhöhung des Zahlungsmittelumlaufs bei. Von einem Gesammtmoratorium spricht natürlich kein Mensch mehr; im Gegentheil, es sind hier enorme Summen auf Giro-Conto der Reichsbank, die aber jetzt schon gern in Prima-Bankrezepten angelegt werden. Bei 6 Prozent Reichsbank-Disconto ist der Privat-Disconto heute 4½ Prozent, ohne daß der großen Nachfrage genügt werden kann. Sie sehen hieraus, wie schwer es England gelingen kann, unsere glänzende wirthschaftliche Position zu vernichten." C. M. Loth.

Wie ich verwundet wurde.

Von einem Mitkämpfer bei Lüttich.

. . . Mitten in dieses Dorfgefecht (Sturm auf St. Fléron) waren wir hineingerissen. Es blitzte aus allen Häusern, unabläßig rollt der Donner der Geschütze, unabläßig geht der Eisenregen nieder. Stockdunkel . . . Wie sehnlich wünschen wir den Morgen heran. — Kein Gegner zu sehen — und doch sinkt Mann neben Mann. Aus den Mauern der Häuser sind nur winzige Steine gelöst — ein Flintenlauf ragt durch; in den Fensterläden ein kleines Loch — der Lauf einer Jagdbüchse spritzt Flammen heraus — aus den Kellerfenstern, von den Böden zuckt und flammt und pfeift es . . . Wie im Hexenkessel . . . Und wir dürfen nicht schießen, um die Kameraden, die rechts und links und vor uns im Gefecht liegen, nicht zu gefährden . . . Einer neben dem Anderen sinkt — Aechzen und Stöhnen überall. Hinweg über einen Haufen zuckender Leiber, vorsichtig — um Keinem wehe zu thun — und um uns blitzt und kracht's. Aus einem Eckhaus prasselt uns ein Hagel entgegen. — Zwanzig, fünfzig Läufe heben sich —, da brüllte ich: „Keinen Schuß, Kerls! Wer kommt mit? Beil her!" Ein kleiner Musketier reicht mir eine Picke . . . Zehn braune Bengels drängen hinter mir nach. — Dann ein paar Hiebe mit Beil und Kolben — die Thür kracht ein — von der Decke her zucken Geschosse nieder . . . „Keiner die Bodentreppe hinauf! Hier bleiben! Streichhölzer her!" Und schon habe ich ein paar Strohballen vorgerissen, — fünf Minuten später züngeln die Flammen aus allen Fenstern. „So, Jungs, nun vorwärts!" — Hinein, wieder in die Dorfgasse . . . Da treffe ich meinen Kompagnieführer. „Hierher!" schreit er. „Ueber die Mauer mir nach!"

Zwei Kerle heben mich hoch, im Nu haben wir eine Gartenmauer überstiegen, und stürmen weiter, einer belgischen Abtheilung in den Rücken zu fallen. Mannshohe Hecken, mit Stacheldraht durchzogen — vier, fünf — vor uns. — „Her, Kerls," rufe ich, „gebt mir die Drahtscheere!" Ein paar wuchtige Jungens treten den Schlehdorn ein — ich knipse den Draht durch und gehe ihnen voran, — meine Hose hängt in Fetzen 'runter. Die Hecken werden genommen — auf einmal kracht es auf uns her — nur wenige Sekunden, dann saust eine Haubitze in den verruchten Giebel — Steine spritzen umher — das Gemäuer sinkt donnernd zusammen. Feuer von links! — Da sind die Unseren, sie schießen auf uns — sie erkennen uns noch immer nicht. Wir brüllen ihnen die Losung zu: „Der Kaiser! Der Kaiser!" — Sie hören uns nicht in dem Höllenlärm. „Hornist," rufe ich, „blasen Sie Signal!" Der brave Junge — er war von den vierten Jägern, nimmt das Horn und schmettert: Das Ganze! — Das Ganze! — Da kommt's von drüben zurück. Wir erkennen uns — es sind 27er — ich drücke dem Hauptmann, den ich schon seit Jahren kenne, die Hand. —

Heller Morgen, 7 Uhr (am 6. August).

Vor uns liegt ein Kohlenbergwerk. Zwei Kohlenhalden sind einige Meter hoch im Winkel zu einander aufgeschichtet — da stürmten wir hinauf: Ein Jägerleutnant, ein Kompagniekamerad von mir, Sch., dann ein riesiger Adjutant von den 27ern, A., ein tapferer Junge, der nicht mit der Wimper zuckte — am Wege unten bleibt H., zurück, der furchtlose Regimentsadjunkt vom Regiment Louis Ferdinand, und mit ungefähr zehn Mann nimmt der Hauptmann v. B. die Häuser in unserem Rücken unter Feuer, er selbst hat den Degen abgelegt und führt das Gewehr . . .

Oben von meiner Kohlenhalde sehe ich ein Gehöft und zum ersten Male belgische Infanterie — sonst waren die Kerle gelaufen, als sei der Deibel hinter ihnen. — Jetzt heben sie die Büchse an die Backe. Ich lasse das Feuer aufnehmen und beobachte durch das Glas die Wirkung . . . „Ruhig zielen, Kerls, Ihr schießt zu weit!" . . . Zwei schwarze Mäntel sehe ich sich im Sande wälzen.

„Hol's der Deibel!" Sie schießen von rechts her — von der anderen Halde . . . Da steht noch auf unserem Flügel der lange A. Seine Schärpe flattert, die Quasten sind schwarz von Kohlenstaub, er schießt auf die Bande rechts — jetzt knallt's auch von hinten her aus den Häusern . . .

Ich setze das Glas ab und sehe mich um. Da links am Flügel liegt mein Kamerad Sch., hat einem Verwundeten das Gewehr abgenommen und schießt nach dem Gehöft . . Rechts von mir — ja, was ist denn das? Einer nach dem Anderen „klappt ab" . . . Der läßt den Kopf vornüber, der rollt den Abhang hinunter, der schreit . . . Sie schießen wie besessen auf uns. Nun liegt nur noch Einer rechts von mir, eben fängt auch der an, sich hin und her zu wälzen, Blut quillt aus dem Rock hervor, ich werde ihm sein Gewehr abnehmen; ich richte mich auf . . . Donnerwetter, ich fühle einen Schlag vor der linken Brust: „Kinder, jetzt hat's mich auch." . . .

Ich rutsche den Abhang hinab, das Blut kommt mir aus dem Munde . . . hinter einem Steinhaufen finde ich Deckung vor dem mörderischen Feuer. Ich bitte einen Soldaten: „Mach' mir mal die Feldflasche ab — so — — und den Tornister." Einen langen Schluck. Der gute Kerl öffnet mir den Waffenrock. Ich lehne mich gegen den Steinhaufen. Ganz warm quillt das Blut hervor. Wie lange kann's dauern, dann ist's vorbei. Aus dem Rocktäschchen ziehe ich das Verbandszeug, öffne es hastig und drücke es auf die Wunde. Dann warte ich ab, minutenlang; auf dem Wege vor mir stehen die braven Kerle und feuern; da ist auch A. noch mit den schwarzen Quasten. „Kinder, schickt mir doch einen Arzt." Mir fängt's an, vor den Augen zu flimmern. Da kommt das Soldatengefühl: du mußt dich wehren, darfst nicht dich dumpf in dein Schicksal ergeben. Die Schlacht geht weiter; hier findet dich Keiner . . .

Mit Schmerzen richte ich mich empor — stülpe mir den Helm auf den Kopf — die Feldbinde, die Pistole — das Glas schenke ich einem Soldaten, er braucht's jetzt nöthiger als ich, und dann meinen Degen — den lasse ich nicht, er braucht sich meiner nicht zu schämen — so schleppe ich mich an den Weg. Was geht mich das Pfeifen an, ich habe meinen Theil. Noch immer stehen die wackeren Kerle und feuern vom Wege gegen die Kohlenhalde — einen winke ich heran . . . „Um Gotteswillen, Herr Leutnant!" . . . „Bringe mich zum Verbandsplatz, mein Junge." . . . Er giebt mir seinen Arm . . . „Mußt aber langsam mit mir gehen, kann nicht mehr wie vorhin."

Um uns pfeift's und donnert's. Der gute P. stützt mich. Wie sagt unser Bismarck? „Kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Stich — kein deutscher Soldat seinen Offizier." . . . Nein, weiß Gott, nicht! —

Auf dem Wege stehen zwei belgische Bauern — sie lauern auf uns. Wehren kann ich mich jetzt nicht. „Komm, da in die Hecke hab' ich vorhin ein Loch getreten — da durch." Ich humple voran — P., das Gewehr schußbereit, hinterdrein.

Auf der Dorfstraße . . . Die Truppen drängen nach vorn, uns entgegen — sie weichen mir alle aus, die Braven . . . Donnerwetter, könnt' ich noch mit! — „Kinder, haut sie in die Pfanne!" (Konnt's nur leise sagen, aber sie verstehen's) „Wenn wir sie nur erst haben, Herr Leutnant!"

Der belgische Verbandsplatz liegt dort. — „Den mag ich nicht, komm' bring' mich weiter, wir wollen zum deutschen Lazarett."

So schleppe ich mich weiter, die Straße hinunter, wo der Tod so gräßliche Ernte gehalten. Wie liegen sie so dicht, so starr, so stumm . . . Unter hundert Deutschen ein Belgier . . . Oh, diese feige Bande! . . .

Es greift doch an, dieses Humpeln. — „Seht Ihr denn den Verbandsplatz noch nicht, Jungens?" — „Er muß gleich da sein." — Tapps — tapps. „Langsam, Kinder, sonst thut mir's weh — ich hänge mich fester an den guten P. . . .

Da steht der General. Er sieht mich, kommt einen Schritt auf mich zu: „Na, Herr Leutnant, hoffentlich wird's wieder!"

Antworten kann ich nicht — aber, so schwach ich bin, ich lasse den Arm meines Soldaten frei und lege die Hand an den Helm. —

Das Rothe Kreuz! Gottlob. — Ich danke dem guten P. und drücke ihm die Hand . . . Sie schneiden mir das Hemd 'runter, der unermüdliche Stabsarzt verbindet mir die Wunde.

Der Verbandsplatz ist nur ein kleiner Raum — drin liegen sechs, sieben Schwerverwundete und stöhnen und schreien . . . So bleibe ich draußen und lehne mich sitzend an das Haus . . . Wie viele liegen hier. — Drüben G., der tapfere Leutnant der Radfahrerkompagnie — Schuß in den Leib . . . Er streckt sich — kein Laut des Schmerzes kommt über seine Lippen — sein Gesicht ist ganz gelb.

Neben mir ein belgischer Offizier — er hat's im Arm und im Bein. — Immer kommen neue. — Dort sitzt Kurt W., mein Regimentskamerad — Schuß in's linke Bein — aus einem Kellerfenster 'raus . . .

Da bringen sie unseren D. — mit dem ich so manche Stunde gebechert, gejubelt. — — — Bis an die Grenze des Forts Fléron hat er seine Kompagnie geführt. Drauf los wie ein Held — der Tapferste einer — — nun mitten in die Brust . . . „Gestern noch auf stolzen Rossen . . ."

Mich friert. Es ist ein trüber, kalter Morgen, der Regen träufelt nieder . . . ich habe aber kein Hemd mehr, nur noch einen Aermel. Sie decken mir meinen Waffenrock über, der Belgier läßt mir seinen Mantel umhängen . . .

„Herr Stabsarzt, komm' ich nun bald in einen anderen Ausschank?" Alle lachen — — lachen über meine Frage. Nur der brave G. drüben lacht nicht mehr. Der ruft: „Ah — — — Wasser . . ." Trinkt, holt tief Athem und liegt nun ganz still . . . dulce est et decorum pro patria mori . . . Ja, mein lieber, kleiner Leutnant, wo wollen Sie denn hin?" — „Irgend wohin — in's Lazarett, oder nach Aachen — oder sonstwo — aber ich friere hier wie ein Schneider." — „Na, warten Sie, Sie werden in's Lazarett kommen." . . . „Wie lange dauert das?" — „Kann ich nicht sagen . . ." — „Ist es weit zum Lazarett?" — „Nein, nicht sehr." — „Dann werde ich hinhumpeln." — „Nein, mein Lieber, alle Achtung vor Ihrem Schneid, aber das wollen wir lassen."

So muß ich warten. Alle gucken mich an, wie ich da so an der Mauer sitze. — Ein Pionier kommt an mich 'ran — einer von den 24. Pionieren. — „Hier, Herr Leutnant . . ." Er giebt mir ein Stück Chokolade. Fast hätte ich weinen mögen — so treuherzig, so natürlich, so gut meinend — — ich hätt's ihm nicht abschlagen können. Gegessen hab' ich's nicht, aber aufgehoben — und will's mir aufheben immer, und immer jener Stunde denken und immer daran denken, daß kein deutscher Soldat seinen Offizier im Stich läßt . . .

Im Tragstuhl — das Liegen machte mir Schmerzen — haben mich vier Kerle die Dorfstraße hinuntergetragen zum Lazarett. Die Mordstraße, den Weg des Todes, den Weg des Sieges — unseres ersten deutschen Sieges! — — —

Es waren nicht schöne Tage, die nun kamen. — — Und qualvolle Nächte — —; wie haben wir den Morgen herbeigewünscht, jedesmal, wenn wir Abends die Augen schlossen.

Aber dann — ich erlebe es noch einmal: ein Tag war's wie der von Großbeeren; es goß vom Himmel, es hörte nicht auf, die Kanonen brüllten noch immer . . . Da kam es das Dorf hinein, der Mann neben Mann, und Lauf neben Lauf! Unsere Verstärkung, unsere Ersatzbataillone! Hurrah! Wie haben wir emporgejubelt auf dem elenden Lager, und konnten wir ihnen auch nicht in's Auge sehen, konnten wir uns auch nicht aufrichten — es war eine Stunde stolzester Lust . . . Nun kann's nicht mehr schief gehen, nun wird gehalten, wofür wir geblutet!

Der Krieg ist furchtbar — doch auch das Größte, was ich je erschaut.

Euer Hans.

Die Engländer rühmen die deutschen Truppen.

Der Spezialkorrespondent der „Times" sandte aus Amiens einen ausführlichen Bericht über die Kämpfe der letzten Wochen, in welchem es heißt: Das Vorrücken der Deutschen vollzieht sich mit beinahe unglaublicher Schnelligkeit. Nachdem General Joffre ein Zurückgehen auf der ganzen Linie anbefohlen hatte, ließen die Deutschen, den besten Kriegsregeln folgend, dem sich zurückziehenden Heer keinen Augenblick Ruhe und setzten die Verfolgung unaufhörlich fort. Flugzeuge, Zeppelinluftschiffe und gepanzerte Automobile wurden gegen den Feind wie Bogenpfeile abgesandt. Ueber die Tapferkeit der Deutschen zu sprechen, erübrigt sich. Sie marschiren in tiefen Abtheilungen beinahe geschlossen vor. Fallen die Reihen unter dem Artilleriefeuer, so stürzt neue Mannschaft vor. Die Uebermacht der Deutschen ist so groß, daß man sie ebensowenig wie die Wogen des Meeres aufhalten könnte. Die Ueberlegenheit der Deutschen in der Zahl der Geschütze, besonders der Maschinengewehre, die sie mit außerordentlicher Wirkung gebrauchen, der ausgezeichnet organisirte Erkundungsdienst mit Flugzeugen und Zeppelinluftschiffen sowie ihre außerordentliche Beweglichkeit sind die Gründe für das Glück der Deutschen.